

Verbundkatalog Kalliope

Artikel "Die Literatur"

Bonsels, Waldemar

Nutzungsbedingungen

Bei zahlreichen Dokumenten auf monacensia-digital.de sind die Urheberrechte bereits abgelaufen. Sie sind gemeinfrei und dürfen ohne weitere Rücksprache mit der Monacensia weiterverwendet werden. Bei den Dokumenten, bei denen noch Urheberrechte bestehen, müssen für eine Weiterverwendung stets die Rechteinhaber*innen angefragt werden sowie eine Publikationsgenehmigung der Monacensia eingeholt werden. Das Zitatrecht bleibt hiervon unberührt. Zur Erteilung einer Publikationserlaubnis wenden Sie sich bitte an:

Monacensia im Hildebrandhaus
Literaturarchiv
Adresse: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Adresse: Adlzreiterstraße 7, 80337 München
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Terms of use

The copyrights for numerous documents on monacensia-digital.de have already expired. They are in the public domain and may be reused without further consultation with Monacensia. In the case of documents for which copyrights still exist, the copyright holders must always be contacted for further use and publication permission must be obtained from the Monacensia. The right to quote under copyright law remains unaffected by this. To obtain permission for publication, please contact:

Monacensia Literary Archives:
Literaturarchiv
Address: Maria-Theresia-Straße 23, 81675 München
E-Mail: monacensia.literaturarchiv@muenchen.de

Waldemar-Bonsels-Stiftung
Address: Adlzreiterstraße 7, 80337 Munich, Germany
E-Mail: info@waldemar-bonsels-stiftung.de

Die Literatur

Monatschrift für Literaturfreunde

Das Literarische Echo, 40. Jahrgang Heft 3

Dezember 1937

Zeitlupe: Vox populi im Film
Kleist, der Tonfilm und die Niederlande · Grabbe-Tage in Detmold
Der gespielte Grabbe · Zwei Weltausstellungen
Welchen Italiener soll man lesen?

Waldemar Bonsels, Im Kampf um das Reich

Ugo Dettore,

Neue Orientierungen in der italienischen Literatur

Bernhard Knauf, Die Bildungsreise

Hermann Stahl,

Hans Brandenburg, ein deutscher Dichter

Rudolf Adrian Dietrich, Zur dänischen Literatur

Peter Bamm, Herven Allens „Oberst Franklin“

Cajetan Freund, Das Milieu

Proben und Stücke: Max René Hesse, Knabentrost

Walter Kramer, Auf dem Schießstand · Fritz Dietrich, Gedichte

Oskar Janke, Drei Sprachglossen

Georg Grabenhorst, Gang in der Dämmerung

Walter Pegel, Nächtliches Gespräch

Literarisches Echo: Echo der Zeitungen · Echo der Zeitschriften · Echo
des Auslands · Bühne, Film u. Funk · Kurze Anzeigen · Nachrichten

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Im Kampf um das Reich

Zu drei neuen historischen Romanen

Von Waldemar Bonsels (Umbach)

„Der Staat soll nicht bloß den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und spezifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.“
(Schiller)

Die Teilnahme, die der historische Roman im letzten Jahrzehnt in Deutschland, und nicht nur in Deutschland, gefunden hat, liegt darin begründet, daß die europäischen Völker mit dem Weltkrieg zu einer neuen Sicht auf die Schicksale der Nationen und der politischen Charaktere gedrängt worden sind. Die Erlebnisse am eigenen Leibe weckten den Sinn für die Erfahrung vergangener Generationen, man forschte nach Sicherheiten, verglich, begriff und verstand auf ganz neue Art Dinge, die bisher zwischen Vergangenheit, Legende und romantischer Erwägung nur ein vages Dasein im Bewußtsein geführt hatten, fern einer Wirklichkeit, die durch erschaute Tatsachen zu brennendem Erlebnis erhoben werden kann.

Was sich im Wandel der letzten zwanzig Jahre, in Sturm und Flut der Siege und Niederlagen, der Revolutionen und Reformationen an neuen Staatsgebilden und gewandelter völkischer Ethik erhob, schreckte zur Besinnung auf, rüttelte bedrohlich und furchterregend an den Grundfesten der herkömmlichen Begriffe von Ordnung und Geborgenheit, Volk und Staat, und gewißlich nicht nur bei der Menschheit jener Nationen, die selbst im Fegfeuer der Wandlungen brodelten.

Der aufgeregte Geist der Kritik an herkömmlichen Begriffen einerseits und der Drang der Jugend nach Bestätigung ihrer Berechtigungen andererseits forschten nach Zeugnissen der Geschichte, um zwischen den Verteidigern geheiligter Tradition, die von Willkür und Anmaßung schrien, und den Herausstürmenden, die die alten Tafeln zerschlugen, den Menschheitsweg der Vergangenheit nach Vergleichen und Bestätigungen zu durchsuchen.

Hier liegt der wesentliche Grund für die Beachtung, die das historische Buch gefunden hat, keineswegs in der Überlegenheit seiner Schriftsteller oder in der grundsätzlichen Ablehnung des psychologischen Zeitromans mit seinen Gegenwartsproblemen. Wir liegen drei geschichtliche Romane vor, die im Sinne der neu erwachten Anteilnahme am zurückliegenden Weltgeschehen Beachtung verdienen und zu allgemeinvernünftigen Erörterungen Anlaß geben. Wir ist hier, was schon die

einleitenden Worte andeuten, nicht der ästhetische Rang allein ausschlaggebend, sondern die moralische und aufleuchtende Orientierung, die diesen Büchern Bedeutung verleiht. Ich meine ihren Rang unter der Voraussetzung zu erkennen, daß in wohlabgewogenem und organisch gefügtem Gleichmaß ein Bild der zurückliegenden Zeit in der Gestalt eines echten Charakters lebendig wird, und daß die Menschheitstugend einer hohen Forderung, also das Licht einer Idee, die handelnden Figuren sinnbildhaft in die geistigen Strömungen unserer Zeit einfügt; daß wir, anders dargelegt, nicht nur die Persönlichkeiten und Vorgänge einer vergangenen Epoche erleben, sondern uns in ihnen.

Diese Forderung scheint mir Gerhard Wohlmann in seinem Roman „Wallenstein ringt um das Reich“ (Verlag Paul Neff, Berlin) zu erfüllen. Der Verfasser ist durch seine beiden Romane „Die silberne Jungfrau“ und „Der vergessene Kaiser“ (Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig) bekannt geworden. Er trat spät, als gereifter Mann an die Öffentlichkeit und eroberte rasch die Zinnen hoher Forderung und weiten Ausblicks über den Lummelpfaden der Rasch-Bereiten und Schnell-Bewegten, die ihre bunten Jahrmarktsbuden, hier zu Erwerb, dort zu Zerstreuung, an den belebten Wegen der deutschen Empfänglichkeit aufschlugen. Er meißelt, wo die meisten schnitzen. Seine Kunst, das Bild und den Gedanken zu einer Einheit zu verschmelzen, ist ungewöhnlich, seine Darstellungsart erweist sich als „schweigsam“, der Verfasser tritt hinter die Dinge und Gestalten zurück, er tut wenig, sich denen verständlich zu machen, die den Wert einer Statue erst dann erkennen, wenn sie am Sockel den Namen des Meisters gefunden haben.

Was seine Geschichte Wallensteins von anderen Büchern über den Feldherrn und sein Schicksal unterscheidet und was sie vor ihnen auszeichnet, deutet Hebbel in seinem Tagebuch bei einer Kritik über Schillers dramatische Dichtung über denselben Mann an. Er schreibt dort:

„Ich entwickelte Pechter, oder eigentlich mir selbst, denn zu meinen Gedanken komme ich am bequemsten durch Sprechen, die völlige Ideenlosigkeit Wallensteins, indem ich ihm

auseinandersetzte, daß das zur Anschauung gebrachte Problem, welches in dem Mißverhältnis zwischen der bestehenden Staatsform und der dem darüber hinausgewachsenen Individuum aufdämmernden höheren Staatsform liegt, zu lösen gewesen wäre, daß Schiller es aber nicht allein nicht gelöst, sondern es nicht einmal rein ausgesprochen habe.“ (Tagebuch 1847.)

Wie in der Erfüllung dieser Aufmunterung Hebbels stellt Bohlmann Wallensteins vielumstrittene Gestalt auf vortreffliche Art mitten in den Widerstreit zwischen der bestehenden Staatsform und dem Tatwillen des großen Individuums. Die Richtigkeit seiner Auffassung von der Gesinnung Wallensteins im Ablauf der Geschichte mag Widerspruch hervorrufen, ihre innere Wahrheit wird bestehen. Ich sehe in dieser Gestaltung jene paradigmatische Kraft, die den Helden aus den Besonderheiten der Zeitbedingungen mitten in die Wesenhaftigkeit der deutschen Kämpfe von einst und heute stellt. Immer bricht der tiefere Antrieb zu völliger und politischer Tat aus dem Dunkel hervor, dem Gesetz der Wandlung gehorjam. Der Grad der aufgeklärten Bewußtheit allein entscheidet nicht über die Größe und Bedeutung der Tat, und nicht der Erfolg macht ihren Träger zum Helden, sondern der reine Wille.

„Wenn endlich Not und Verzweiflung Wallenstein antrieb, das Urteil wirklich zu verdienen, das gegen den Unschuldigen gefällt war, so kann dies dem Urteil selbst nicht zur Rechtfertigung gereichen. So fiel Wallenstein nicht, weil er Rebelle war, sondern er rebellierte, weil er fiel; ein Unglück für den Lebenden, daß er eine siegende Partei sich zum Feinde gemacht hatte, ein Unglück für den Toten, daß ihn dieser Feind überlebte und seine Geschichte schrieb.“

Wie eine Vorausage auf die Schau und Gestaltungskraft, in der Bohlmann Wallenstein erstehen läßt, klingen diese Worte Schillers über den Feldherrn, mit denen er das vierte Buch seines historischen Werks über den Dreißigjährigen Krieg abschließt, diese Worte, in denen die klaren Horizonte seiner Menschlichkeit und jene Güte obwalten, die die Hoheitszeichen aller wirkenden Einsicht sind.

Das Angeführte erhebt nicht den Anspruch, eine endgültige Kritik zu bedeuten, die von den Feuerzeichen kriegerischer Wirklichkeit und Beutegier bis in die Mysterien der Religion alles in Betracht zieht und die Gültigkeit des Buchs festlegt. Es geht vielmehr um Hinweise für diejenigen, welche sich mit Gerhard Bohlmann als Schriftsteller und Historiker auseinandersetzen wollen und die den Aufenthalt in jenen schmucklosen Geisteshallen lieben, durch die über Mäunertat und Streit hin der eifige Wind der Schlachten weht. Es sind die gleichen Gefilde, auf denen die „Silberne

Jungfrau“ den Marterpfad ihrer Opferbereitschaft geht und in denen der „Vergessene Kaiser“ das gewaltige und einsame Los des Soldaten seiner Macht um des Reichs willen bis in die tiefen Schatten von Alter und Tod vollendet.

Sehr im Gegensatz zur Darstellungsart Gerhard Bohlmanns steht Mathilde von Mehradt in ihrem Stauferroman über den Sohn Friedrichs II., König Manfred, dessen Lebens- und Todesweg sie unter dem Titel „Die Tänzerin von Lucera“ (München, F. Bruckmann A.-G.) erstehen läßt. Was zunächst überrascht und auf geradezu verblüffende Art überzeugt, sind die grundlegenden Kenntnisse, der Reichtum der handelnden Figuren, der Prunk der alten Namen und Geschlechter, sowie auch die Vielgestalt von Ortlichkeit und Landschaft. Der Leser sieht sich mit dem Auftakt des Buchs so unmittelbar in die mittelalterliche Welt Italiens versetzt, als beträte er den Boden Apuliens, als durchschritte er die Gassen Luceras, die Torbogen von Castell' Monte oder die steinige Ebene von Benevent. Der Zauber dieser Entdeckung beruht auf einer seltsamen, ganz einmaligen und kaum zuvor erlebten Gabe einer Dichterin, auf einer fast traumhaften visionären Schau, ja, man könnte ohne Übertreibung von einer medialen Hell-sichtigkeit sprechen. Hier ist nichts erdacht, erkünstelt oder zurechtgefügt, nichts um der Wirkung willen mit Geschicklichkeit gesponnen, sondern wir begegnen einer Ergriffenheit der Darstellerin, die sich in fast demütigem, sanft berauschtem und ehrfürchtig-wahrhaftigem Gehorsam gegen Erschautes kundtut, in Bildern erhebt, in Gestalten verwirklicht.

Ein fragwürdiges Rezept für Unberufene! Darf so Geschichte dargestellt werden? Sie darf es, wenn nach einem Vierteljahrhundert ausschließlicher und nie rastender Beschäftigung mit dem historischen Gegenstand, nach jahrelanger erlebnismächtiger Versenkung eine ergraute Stirn über klaren Augen sich erhebt und das Empfangene zurückstrahlt; wenn Herkommen und Berufung, Blut und Beschaffenheit ein großes Talent führen und speisen, wenn wie von Anfang her gegeben scheint, was die Beweglichen der unlauteren Forschung aus einer versunkenen Welt herrischer Geschlechter erraffen, deren Glanz und Trauer ihnen für immer verschlossen ist.

Bei solcher Einschätzung mag sich der Zweifel erheben, als entbehre das künstlerische Gefüge des Romans der verständlichen Untermauerung, der erkenntnisgemäß gewonnenen Struktur als logischer Führung, oder jener Nüchternheit der Formgebung, die erst als höhere Zuversicht die innere Wahrhaftigkeit erweist und übermittest. Diese Elemente fehlen dem Buch so wenig wie die Farbigkeit der Bildhaftigkeit und die strenge ge-

schichtliche Untermalung. Ein hochgesinntes Einfühlungsvermögen und der schöpferische Ergänzungswille beschwingter Phantasie fesseln und entzünden von der ersten bis zur letzten Seite.

Die Gestalt König Manfreds entgleitet aus friegerischem und politischem Latwillen in die menschlichen Bereiche des liebenden Mannes, und ein Weib besiegelt sein Schicksal. Die Titelfigur, die Tänzerin von Lucera, Semrud, eine Tochter Friedrichs und einer Bellezza seiner Hofhaltung, eine Erbin gleichen Stammes, wird zur Beschwörerin seines Verhängnisses. In den letzten entscheidenden Kämpfen mit dem Papsttum und dem Hause Anjou lähmt sie, wie sein Widerpart im eigenen Blut, den Willensaußschweif des Königs zu entscheidendem Einsatz. Mit beider und Konradins Tod versinkt der Glanz des Reichs der Deutschen im Süden, und die Lilien Frankreichs erheben sich blutig über dem sinkenden Banner des Sonnenlöwen.

Das dritte Buch, das mir vorliegt, und das in einer verwandten Einstellung den Kampf um das Reich darstellt, ist Henry Benraths „Kaiserin Galla Placidia“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Freilich waltet hier ein anderer Geist der Vorführung des Erschauten und Erdachten. Alle Bindungen und Verknüpfungen werden durch einen kühlen Verstand geschürzt und gelöst, es weht die klare Luft baumeisterlicher Fügung bei einer souveränen und freien Phantasie, die bis zur Vergewaltigung den Stoff fügt und die Vorherrschaft dichterischer Einheit zum ersten Gesetz erhebt. Die Gestalt der Heldin steigt unter solcher Beschwörung aus den umdämmerten Horizonten einer versunkenen und verworrenen Zeit empor.

Es geht hier nicht um Wiedergabe des Inhalts, aber es will angedeutet sein, daß die Kaiserin Galla Placidia um die vierte Jahrhundertwende nach Christus, eine Tochter des römischen Kaisers Theodosius I., die Reichsgewalt an sich reißt. Das römische Imperium, bedrängt durch die Westgoten, zerbröckelt, Marich hält seinen Einzug in Rom. Das Problem erhebt sich aus dem Zwiespalt zwischen einem Kampf bis ans Ende, in Behauptung bewährter Formen und Normen, und Bündnissen mit den hereinbrechenden Mächten junger Völker. Die heroische Seele des alten Rom fault in ihren besten Geschlechtern in Wohlleben und Besitzgier, der Daseinsdrang und die Lebensrechte der Barbaren (d. h. der Fremdsprachigen und nicht der Halbwilden) tauchen wie Gottesgericht und Weltbeschluß, als Einbruch einer neuen europäischen Erdzeit, im Norden auf. Benrath stellt Galla Placidia in den Mittelpunkt dieser Morgenröte über einer Sintflut, die letzte Römerin von Geblüt und zugleich die Freundin der Goten.

Die Weite der Landschaft ist ungeheuer; von Asien bis Spanien, von Britannien bis Afrika entrollt sich ein geographischer und politischer Völkerteppich Europas vor den Augen des Lesers. Ein Stück Weltgeschichte, das bisher in verwirrendem Halbdunkel lag, wird unter der Meisterschaft dieser künstlerischen Verwaltung deutlich und deutbar.

Die Deutung nun, die der Verfasser der menschlichen und politischen Gestalt seiner Heldin angedeihen läßt, ist das Entscheidende und Großartige an diesem Buch als Dichtung. Er gruppiert die Geschehnisse um das ausstrahlende Wesenslicht eines echten Charakters und läßt sie durch ihn lebendig werden. Es ist hier gleichgültig, ob die wissenschaftliche Forschung dem Dichter in allen Einzelzügen recht zu geben vermag. Die genau errechenbare Summe aller Begebnisse gibt so wenig ein Bild des göttlichen Vorhabens oder des kosmischen Geschehens, wie die Summe erkennbarer Eigenschaften das Bild einer Persönlichkeit ergibt. Erst vom Verständnis für die Persönlichkeit aus geraten ihre Eigentümlichkeiten an den richtigen Platz zur Einschätzung. In diesem Buch wird Verständnis für eine Persönlichkeit zur großartigen Offenbarung der geschichtsbildenden Mächte.

So verherrlicht der Dichter seine Heldin keinesfalls um ihrer selbst willen, sondern er klärt die Tatsachen der Geschichte an ihrer Wesenhaftigkeit auf. Diese Verschmelzung von Menschenhoheit und Tatbegebnis ist eine neue Gewähr für geschichtliche Wahrheit, in jedem Fall der Ursprung der mitreißenden und überzeugenden Kraft des Erzählers, die den Leser ohne Aufhör fesselt und befriedigt. Man mag, unter anderen, den Einwand erheben, daß Galla Placidia für ihre Jugend schon viel zu erfahren redet, oder daß der Dichter seine Personen hier und da eher das sagen läßt, was er im Zusammenhang mit dem Ganzen selber denkt, als das, was ihnen in besonderer Lage eingegeben sein mag. Hier wird die Grenze von Gestaltung und verständlicher Reflexion zuweilen verwischt. Das Ausagbare darf im Kunstwerk nicht als Grenze der Einsicht in Erscheinung treten, auch nicht als Erweis ihrer Weite. Alle wahrhaft bedeutenden Menschen sind weit mehr als sie wissen, und die unbedeutenden wissen gewöhnlich mehr als sie sind. Vor dieser Klippe erweist sich Mathilde von Meigrad als Meisterin. Ihre Gestalten bleiben im Geheimnis der visionären Schau und geraten niemals überdeutlich in das Rampenlicht verständlicher Hilfsleistung. Der logische Ablauf der Begebnisse kann die Idee eines Kunstwerks der Sprache wohl stützen, aber nicht bauen. Jedoch die unbestreitbare Bedeutung und Größe von Benraths „Galla Placidia“ beruht, über jeden Einwand hinaus, darauf, daß die Heldin versteht, das Werk der

Not in ein Werk ihrer freien Wahl umzuschaffen und die physische Notwendigkeit zu einer moralischen zu erheben. —

Alle drei Bücher, deren in kurzer Raumspanne und unzulänglicher Begründung von Lob und Einwand Erwähnung getan ist, haben den Kampf um das Reich als deutsches Schicksal zum Inhalt, jeweils um etwa

ein halbes Jahrtausend voneinander geschieden. Ihre Schöpfer sind von künstlerischem Gewissen geleitet, und der hohe Anstand ihrer geistigen Haltung überzeugt. Was sie bewegt, berührt uns; was über den ästhetischen Genuß hinaus als Licht aus den Seiten ihrer Bücher bricht, geht uns unmittelbar an, heute und immer: Einsicht, Aufschluß und Mahnung.

Neue Orientierungen in der italienischen Literatur

Von Ugo Dettore (Mailand)

Seit einiger Zeit macht sich in der italienischen Literatur eine Gärung bemerkbar, die vielleicht entscheidende Umwälzungen mit sich bringen könnte. Etwas drängt von innen her, alte Starrheiten lösen und regen sich im warmen Strahl einer tiefer empfundenen menschlichen Wirklichkeit und beginnen wieder, am lebendigen Lauf der Strömungen teilzunehmen. Die literarische Atmosphäre kommt in Bewegung.

Stellen wir es sofort fest: es haben an diesem Prozeß nicht die weniger als Dreißigjährigen teil. Diese verfolgen eine eigene Entwicklung, die gewiß näher für sich zu untersuchen reizvoll wäre, aber die einheitlicher, überlegter und konsequenter, weniger der Gefahr ausgesetzt ist, plötzliche Schwenkungen zu vollführen. Es handelt sich hier um die Generation der mehr als Dreißig- und Vierzigjährigen; um jene, die noch offene Rechnungen hatten und noch nicht ihr letztes Wort gesprochen haben, und die sich jetzt, nach einem fast fünfzehnjährigen Winter, in einem plötzlichen Schaffensfrühling wiederfinden.

Diese Männer haben eine einzigartige Erfahrung hinter sich. Kaum war ihre zweite Jugend angebrochen, jene Zeit, die gewöhnlich die Epoche der überschwenglichen Begeisterung beschließt und zur schöpferischen Reise überleitet, so sahen sie sich von neuen Tatsachen überwältigt. Das Leben begann sich um sie herum zu verändern und stellte ihren Reifungsprozeß plötzlich in Frage. Es war nicht so, daß sie blind dahinlebten und sich keine Rechenschaft über die Geschehnisse abgaben; aber das Leben eines Schriftstellers stellt, in weiterem Ausmaß als das jedes anderen Menschen, ein Zurückgreifen auf seine Kindheit dar. Ihre Kindheit jedoch erschien ihnen in jenem Augenblick weit zurückliegend und mangelhaft, wie wenn sie im Mittelalter auf die Welt gekommen wären.

Die gleichen, und es sind ihrer nicht wenige, die persönlich an den Umwälzungen teilgenommen und sie vorbereitet hatten, waren dessen nicht gewahr geworden, daß sie selbst dazu beigetragen hatten, jene lebendige

Substanz zu zerstören, die noch immer ihre Individualität als Schriftsteller speiste und an die sie noch immer eine Sehnsucht band, die tragisch zu nennen ist. Sie fanden sich als Künstler Tatbeständen gegenüber, die sie nicht vorausgesehen hatten.

Der handelnde Mensch kann in kühnem und erneuerndem Schwunge sich der Zukunft in die Arme werfen und mit einer einzigen Handbewegung bestehende Hindernisse auslöschen, aber der Künstler benötigt immer zu einem geringen Teil die Vergangenheit, um die Grundlagen des Gegenwärtigen und des Zukünftigen zu legen.

Für diese Schriftstellergeneration brach etwa vor fünfzehn Jahren eine neue Kindheit an. Wieder war es notwendig, Grunderfahrungen zu sammeln, Grundeindrücke einer Welt aufzunehmen, in der noch kein Platz für ein abschließendes Wort war. Die Heiterkeit, mit der sie an die Bewältigung dieser unklaren und vielleicht undankbarsten unter den vielen anderen Aufgaben, die diese Jahre stellten, gingen, verdient wohl eine kurze Würdigung.

Andererseits ist diese Erscheinung nicht nur eine spezifisch italienische gewesen. In allen Ländern hatte die geistige Krise des Nachkriegszeitalters ein aufhaltendes Moment für die Literatur bedeutet, und je tiefer die Veränderungen gingen, die auf diese Krise folgten, je entschlossener neue Lebensauffassungen die alten verdrängten, um so länger waren die Schriftsteller zum Schweigen verurteilt. Denn die Kunst ist nicht Begeisterung, sondern stellt einen Abschluß dar; sie ist auch nicht Suchen, sondern ein Erreichen. Damit sie blühen kann, muß eine reife und vollendete Atmosphäre vorhanden sein.

Man kann das literarische Schaffen jener Vorbereitungszeit, die man schon als überwunden ansehen muß, in zwei Strömungen betrachten. Die eine bedeutet ein Zurückgehen von allen Stellungen, die verpflichtend

Die Literatur

Monatschrift für Literaturfreunde

Das Literarische Echo, 41. Jahrgang Heft 12

September 1939

Zeitslupe: Ein alter Spruch · Vor der Natur · Jahrestagung des Deutschen Ausland-Instituts · Buch und Presse im Ausland · Fußballspiel im Rechtsschreiben · Holunderfreunde

! Waldemar Bonsels, Der europäische Schriftsteller
Erich Sander, Deutsche Afrika-Literatur der Gegenwart

Georg von der Brinck, Verantwortung

Fred Hagenmeyer, Zum Thema Jugendbuch

Wilhelm Hammond-Norden,

Warum werden keine Epigramme mehr geschrieben?

Hans Achim Bloch,

Revolution und Reaktion in der Poetik

Kurt Hancke, Morphologie des Rattenfängers

Mois Brandl, Bayrischer Humor

Proben und Stücke: Paul Alverdes, Abschied von Rudolf G. Binding · Armin Renker, Die Scholle · Ludwig Friedrich Barthel,

Gedichte · Friedrich Sieburg, Süderpreß

Literarisches Echo: Echo der Zeitungen · Echo der Zeitschriften · Echo des Auslands · Bühne, Film u. Rundfunk · Kurze Anzeigen · Nachrichten

WB

Deutsche Verlags-Anstalt Stuttgart

Der europäische Schriftsteller

Eine Ergänzung

Von Waldemar Bonsels (Ambach)

In der Augustnummer der „Literatur“ schrieb Ewalt Skulima eine Abhandlung, die er bescheiden einen Versuch genannt und „Der europäische Schriftsteller“ betitelt hat. Die auf Verantwortungsbereitschaft aufgebaute Gedankenfolge und ihre wohlhabende und berechnete Forderung trifft in die Welt der Hoffnungen und Sorgen hinein, die uns Schriftsteller heute bewegen, die Welt, in der wir, ohne Einschränkung, den gleichen Kampf um die Gültigkeit des deutschen Geisteslebens und seiner Dokumente in Heimat und Weite führen.

Obgleich vorauszusetzen ist, daß die ernsthaften Leser der „Literatur“ den Aufsatz meines Anregers mit Aufmerksamkeit zur Kenntnis genommen haben, möchte ich doch nicht antworten, ohne jeweils die Worte genau zu zitieren, deren Vorstoß und deren aufgelichtete Forderung mich nicht allein angeregt, sondern bewegt haben. Ich sehe in Skulimas Erörterungen den Auftakt, der den Seelen die Marschmelodie anschlägt, nach der sich die Idee aus der Vielfalt der verwirrenden Erscheinungsformen zum wegweisenden und mitreisenden Wort der Dichtung erheben könnte. „Wort“ heißt hier nicht logische Formel der Richtigstellung oder Behauptung, sondern es ist als Inbegriff sakraler Magie im Kraftbereich der Berufung aufzufassen; eine Unterscheidung, nebenbei bemerkt, die ich bei uns und jenseits unsrer Grenzen, den supergeheiligen Beurteilern der staats- und volkshbildenden Worte des Führers empfehle.

Ich lese bei meinem Vorredner: „Doch sind wir heute entscheidender als je auf die Arbeit des Geistes angewiesen; dies nicht nur, damit sie uns belehre, erhole oder vergnüge, sondern weil wir durch sie eine Bestätigung unseres vollklichen Wertes erhalten, weil sie als Kraftquell zum Bewußtsein, Europas erste Großmacht zu sein, unerläßlich ist.“

Wenn der Staat gebaut wird, hat der Geist zurückzutreten. Er tat es, solange die Welt sich in ihren Staatsformen wandelte, und wird es immer müssen, wenigstens als das, was hier unter Geist verstanden zu sein scheint. Ist aber der Staat gebaut, so ist eben jener gemeinte Geist unerläßlich notwendig, um das Gerippe des gewaltigen Gefüges mit jener seelischen Substanz zu füllen, die aus dem Staat das Reich erstehen läßt. Und immer wird die Formel dieses entscheidenden Aufbaus zu Bestand und Dauer poetischer Natur sein. Darin

sind Wunsch, Hoffnung und Forderung meines Gewährsmannes richtig, wenn er mir die Ergänzung erlaubt, die in meiner Zustimmung ausgesprochen liegt. Poetisch heißt hier nun freilich nicht dichterisch allein, sondern heroisch im höchsten Verstand der inneren Haltung. Alles wahrhaft Poetische entspringt allein der heroischen Haltung.

Ich lese: „Nun ist die Forderung, die neu an uns herangetragen wird, gar keine Forderung im Sinne des Befehls: Du sollst.“

Freilich haben wir die Ermutigungen zu beipflichtenden, den völkischen und politischen Taten adäquaten Leistungen der Dichter nicht im Sinne eines Befehls aufgefaßt. So scheint es wichtig, in Gemeinschaft mit meinem Anreger die Frage nach den Voraussetzungen einer Erfüllung aufzuwerfen. Im heute wuchernden Drang nach geschichtlicher Orientierung oder Forschung, nach Vergleich und Bestätigung in der Vergangenheit, liegt die Hemmung kaum so belastend wie Skulima glaubt, obgleich zugestanden werden muß, daß sich hier auch bei redlichen und berührten Geistern etwas wie eine vorläufige Flucht aus der unbewältigten Stofffülle der Gegenwart in die beruhigenden Schatten der Vergangenheit vollzieht. Man stimmt gewissermaßen einmal indirekt zu und baut, mehr oder weniger gut begründet, posthume Befestigungsgrundlagen für das Neue, mit schüchternen Begleitern für den Pegasus von 1939. Da nun aber dieses Pferd beflügelt ist, sind die historischen Reichsautobahnen der Beflügelten keine rechte Gewähr für seinen Gehorsam und für die Richtung seines Fluges, am wenigsten für dessen Höhe. Und nur sie entscheidet im Sinn und Verstand der hochherzigen Forderung, die mir bei Skulimas Anregungen in und zwischen seinen Zeilen begegnet. Denn was beschworen wird, ist doch wohl dort und für uns alle die große sinngebende und überzeugende Dichtung, die in Bild und Gedanke das welterschütternde Geschehen im Herzen Europas zum nationalen und zugleich europäischen Erlebnis macht.

Die aufgeworfene Frage also geht wesentlich um das, was die deutsche Dichtung unsrer Tage an jenem Höhenflug hindert, dessen mitreisende Leucht- und Schwingkraft nicht nur von uns ersehnt, sondern auch von allen Wohlwollenden erwartet und von den Führenden ange-

regt wird. Ich sehe die Hemmung in zwei entscheidenden Faktoren, zuerst und wesentlich in einem Mangel an Abstand zu den inneren und äußeren Begebnissen, und zum anderen in der strengen Erfordernis unseres augenblicklichen Zustands, die Schatten und Finsternisse im Widerspiel alles Menschlichen verschweigen zu müssen, auf deren drohender Wolkenwand sich die lichten und reinen Gestalten allein im Sinne einer großen und entscheidenden völkischen und europäischen Dichtung abzuheben vermöchten.

Was ich hier sage, geht nicht den Trompeter an und nicht den Tambour. Sie haben, im rechten Geist von Herausforderung und Sammlung, sowenig im Aufsturz der Erhebung gefehlt, wie heute ihr Takt auf weithin sichtbarer Warte. Was uns dagegen auf der Hochebene bewegt, auf welcher Frage und Antwort sich hier begegnen, mag erkennbar werden, wenn man sich etwa das Nibelungenlied — ohne Hagen vorzustellen versucht. Es zerfiel ohne die dämonische und düster-gewaltige Gestalt dieses Täters der Widersacher in ein buntes, leichtes Scherbenwerk wohlwollender Schönsprecherei oder fader Lobhudelei, und der nur behauptete oder nur erzählte Glanz auf Siegfrieds Stirn zerflösse, wie vor dem blaßgrauen Horizont eines lyrischen Wunschzaubers. Siegfried wäre uns gleichgültig. Sein Liebestod fänke auf die romantische Tiefebene von Werthers Leiden herab, und sein drachentötendes Schwert würde zur ausgeliehenen Dekoration. Erst vor der Nacht des Frevels und der Willkür, die seine Widersacher um ihn verbreiten, leuchtet die Aureole der tragisch-holden Heldengestalt in formzeugender Allmacht völkischen und menschlichen Schicksals durch die Dämmerung der Geschichte und Sage bis zu uns, in Aufbruch, Tat und Vollendung, verklärt durch den reinen Willen.

So sind die Aufgerufenen der großen Bewegung unter den Dichtern heute gewiß nicht durch Mangel an Anteilnahme oder durch fehlende Einsicht behindert, nicht durch Unentschlossenheit, Zögern oder gar Feigheit, sondern allein durch die bittere Notwendigkeit, der Totalität der Schicksalsfügungen und zugleich dem Ring unserer Feinde gegenüber jenes herbe Schweigen zu wahren, dessen Preisgabe die Geschlossenheit der Gewappneten sprengen möchte. Denn auch die Getriebenen und Argen verlangen im Kunstwerk das volle Gewicht ihres Wirkungswertes und ihres Charakters, die Unparteilichkeit des sachlich waltenden Verteilers der Kräfte und, in Gemeinschaft mit den Berufenen, den Hochaltar der Weltgerechtigkeit, an dem auch die Dämonen Gnade suchen.

Noch erhebt sich das Schweigegebot wie eine Mauer vor den Pflichten und Rechten der poetischen Wortführer, vor den Pflichten und Rechten des eigenen Volkes wie

auch vor dem Zorn und dem verhaltenen Grimm und der Voreingenommenheit und Gütelosigkeit der europäischen Gegner. Denn der Haßring der Feindschaft, der unser Volk umgibt, ist in den Hallen der Weltenbörse geschmiedet und keinesfalls in den Ruhmesstätten ihrer besten Geister oder in der Aula ihrer Poeten. Keine Aufklärung der Menschlichkeit würde heute mehr anders als durch höhnische Erniedrigung beantwortet, kein edles Eingeständnis von Not, Opfermut oder Tod, kein stolzes Bekenntnis des leidgeprüften Beharrens beim Eigenbestand und Eigenrecht würde uns aus anderer Stätte widerklingen, als aus eben jenen merkurischen Höhlen der Vorteilsucht. Dies Letzte an sich könnte uns gleichgültig sein, jedoch Frage und Antwort gehen hier zum guten Teil um die mögliche Wirkung des deutschen Schriftstellers als europäische Macht in unseren Tagen.

Es heißt dann weiter bei Ervart Skulima: „Es befällt uns zuweilen Unlust und Zorn, daß der Dichter den Weg zu der durchgehend herrschenden Zucht des Volkes nicht findet; wiewohl ihn im Leben diese Zucht durchwaltet, fehlt sie in seinem Werk. Schuld daran mögen die angelernten Formgesetze, die vorgeschriebene Wahl des Stoffes, aber auch das Zielen nach dem Erfolg sein. Aber wiederum: in seinem Leben prallt er doch auf die neuen Wirklichkeiten, ja er ist ein Teil von ihnen, nur scheint es, als wehrte er sich, sie in den geistig-schöpferischen Akt mit einzubeziehen, vielleicht weil ihm für sie noch das bannende Wort fehlt.“

Jener geistig-schöpferische Akt, der das zugleich bannende und befreiende Wort bedeuten würde, flammt nur von den Gefilden der Freiheit auf, die Abstand, Überblick und Erkenntnis geben. Zudem absorbiert der politisch-militärische Kampf den Heroismus unseres Volkes bis in die Seelenwerkstätte des einzelnen. Es ist, als saugte die harte Notwendigkeit, gerüstet und kampfbereit zu sein, alle Elemente der Seelenkraft in ihr furchtbar ernstes Gefüge, als ballte sich der Zorn der Selbstbehauptung in Bataillonen zusammen und die letzte Aussage zum Befehl. Denn die deutsche Revolution ist infolge von Mißgunst und Furcht unserer Feinde nicht in eine beruhigte und beruhigende Evolution übergegangen, die vom Führer bis zum kleinsten Handwerksmann alle ersehnt haben, sondern in den Aufmarsch. In den Aufmarsch eines ganzen Volks zur Verteidigung seiner durch die Revolution errungenen Werte und Rechte, und zur Vervollständigung dieser Berechtigungen zum Lebensraum. Immer noch hat der Tambour das poetische Wort. Noch schweigt der Dichter, und wäre es nur, um nicht in den Wettbewerb unter diejenigen zu geraten, die vom Unberufenen bis zum Konjunkturfledderer den heiligen Ernst der Stunde gefährden.

Die Forderung und Hoffnung, die Erwalt Skulima in seinem beredten Auftakt dartut, werden sich erfüllen. Seine Mahnung hat Bedeutung als Erinnerung an den höchsten Glanz des dichterischen Worts, als Wehr und Gebot, aber Homer ist nicht Kriegsberichterstatte bei der Heeresleitung der Griechen gewesen, und der Sänger des Nibelungenliedes nicht an Egels Hof. Wie denn auch deutlich die besten Dichtwerke, die die Revolution zum Gegenstand haben, in der Zeit spielen, die ihr voranging und die beschlossen hinter uns liegt. Somit ist die Befürchtung, die Dichter unsrer Tage möchten die Zeit verpassen, nicht berechtigt, und Skulimas Wort: „denn die Miterlebenden stehen im Kairos, in der glück-

haften Stunde“, soll sich auf das Miterleben der Entschlossenen beziehen, die die Fülle der eigenen Kraft im Strom der Ereignisse erleben, als seine Förderer und endlich als seine Helden. Wie denn alle Befriedung der bewegten Seelen, ihre Klärung und Festigung heute mehr als je auf der Scheidung der Geisteselemente beruht und nicht auf ihrer Vermischung. Für den Dichter hat jene „glückhafte Stunde“ noch nicht geschlagen, denn das „im Erlebnis Stehen“ bietet gerade ihm geringe Gewähr für die Klarheit und Stetigkeit, aus der allein die Fülle der Eindrücke sich zum überzeugenden Bilde formt, zum Sinnbild, zur sinnerfüllten dichterischen Tat.

Deutsche Afrika-Literatur der Gegenwart

Von Erich Sander (Schöningen)

1.

Ein besonderes Merkmal des modernen Weltgeschehens ist, wie man sagen könnte, seine „Horizontlosigkeit“. Das soll heißen: die Fläche, auf der sich heute das geschichtliche Leben abspielt, greift unbegrenzt nach allen Richtungen rings um den Erdball. Das war nicht immer so. Abgesehen von den Vermutungen mancher Rassen- und Vorgeschichtsforscher, die auch für uralte Zeiten gewisse Großraum- bzw. Gesamt-Erdschauplätze in Betracht ziehen, nimmt man, jedenfalls vom Standpunkt der abendländischen Weltvölker aus, eine dreistufige Raumerweiterung des Geschichtsverlaufs an: der potamisch-thalassische Bereich im Altertum erweiterte sich zum ozeanischen im hohen Mittelalter und „vollendete“ sich im gegenwärtigen interkontinental-globalen.

Wie dem im einzelnen auch sei, das eine steht fest: in mannigfacher Wechselverflechtung — stofflich und seelisch, wirtschaftlich und staatlich — sind heute die Erdteile als geschichtliche Großkörper — teils aktiv-gebend, teils passiv-empfangend — miteinander verbunden. Aus ihrer Reihe hebt sich ganz auffällig ein Kontinent hervor, den noch immer ein dichter Schleier von Problematik umhüllt. Einer Problematik, die genauer gesehen aus drei Quellen gespeist wird, nämlich aus: der Unvollständigkeit unserer Kenntnisse von der physisch-geographischen und besonders der rassisch-kulturellen Struktur jenes Erdteils; aus der Unselbstständigkeit seiner eigenen politisch-ökonomischen Weltleistung; am stärksten aber aus der Planlosigkeit überhaupt seines kolonialen Erschlossen-werdens. Es ist der nach alledem mit Recht so genannte „Dunkle Kontinent“ — Afrika! Und sein Sinnbild ist das dämonisch lockende Weib mit ... dem Skorpion in der Hand —!

Daß unsere deutsche Nation heute an der Lösung der afrikanischen Probleme den lebhaftesten Anteil nimmt, beruht nicht allein auf der Lebendigkeit des treue-wahren Kolonialgedankens. Es sind auch durchaus nicht allein theoretische wissenschaftliche Betrachtungen oder gar abenteuerlich-exotische Poetenträume, mit denen wir Gestalt und Bildnis dieses Kontinents umfrängen. Unleugbar sind derartige Antriebe mit wirksam. Das wird einem bald klar, wenn man die hohe und immer noch answellende Flut von Afrika-Literatur auf dem gegenwärtigen deutschen Büchermarkt ansieht und in einem erstmaligen Überschlagn zu sichten unternimmt. Was — weit über jene drei Impulse hinaus! — uns Deutsche an Afrika interessiert sein läßt, ist vielmehr aus tiefstem völkischen Lebensgrunde erwachsen.

Als gärende und drängende Wirklichkeit bereits lange vorhanden, bekam es gewissermaßen sein historisch-politisches Gesicht in der Stunde, als der Führer den Versailler Schandvertrag zerriß. Es ist jene deutsche Situation, die man mit dem geopolitischen Schlagwort kennzeichnet: „Volk ohne Raum“, und die sich hinter der national-ökonomischen Alternative verbirgt: „Aufstieg — oder Untergang!“ Aus dieser Situation wird zunächst die derzeitige Mobilisierung unserer gesamten Volks- und Bodenkraft im Vierjahresplan verständlich: sie ist gleichsam der disziplinierte Ausbruch eines riesigen Heerlagers. Zugleich aber blicken wir jetzt auch nach Afrika hinüber, wo nun einmal auf früher von uns besessener Erde wirtschaftliche und kulturelle, weniger vielleicht siedlerisch-räumliche Lebensmöglichkeiten für uns gegeben sind.

Diese zukunftssträchtige Situation ist der Fruchtboden, aus dem unter anderem auch die gegenwärtige deutsche